

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

7.3.1926 (No. 10)

Die

Pyramide

Wochenschrift

zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 10



7. März 1926

Rudolf Friedrich Saß / Ueber Künstler und Künstlertum.
Gesellschaftstheoretische Betrachtungen.

Es ist etwas, das mehr ist als die Summe der einzelnen Teile, ein Ueberindividuelles, das vor den Teilen geht, diese zwar handgreifliche Einheiten, scheinbare Realität aber nur: ihr bloßes Neben- und Aneinander ein sinnloses Geschiebe, ein mechanisches Mengsel, ohne jenes vorwaltende Prinzip ein hilfloses Aggregat.

An das Ueberindividuelle ist nicht als ein Dingliches zu denken, dies etwa höchstens in übertragenem Sinne. Bild mehr, Analogie eines Organismus als eines Ganzheitlichen, die Vorstellung eines unstofflichen, unmaterialisierbaren geistig Gegenständlichen von eigener konstitutiver Wesenheit und ethischer Wirklichkeit. Es lebt als höheres Drittes gewissermaßen, als Objektives, geradehin als „objektiver Geist“ in Hegelscher Bedeutung, geistig-sittliche Wirklichkeit. Denn der Geist ist wirklich, und in diesem höheren, vorwaltenden, überindividuellen Gesamtheitlichen wirklich, bevor er in seiner substantiellen Seinsform, dem menschlichen Ich, in die Erscheinung tritt. Jenes ist das Ursprüngliche, Primäre, der Einzelne das Nachfolgende, Abgeleitete, dem geistige Realität erst verliehen wird als Glied des Ganzen durch das Ganze. Aus diesem letzteren entspringt die Lichtquelle alles geistigen Lebens, entspringen die schöpferischen Kräfte und schöpferischen Wirkungen, die das innerste Wesen des Gesellschaftlichen begründen. Vom Lichte des höheren, logisch früheren Ganzen ausgeht, erwacht das ruhende Sein der von diesem Ganzen erst ausgegliederten Einzelnen in seinen Anlagen, entfacht und entwickelt durch den Vorgang unaussprechlicher geistiger Vorwärtswirkung der Glieder als solchen unter sich.

So verstanden, ist das objektiv-geistige Ganzheitliche der geistige Zusammenhang vieler, der lebendige Widerhall der Geister untereinander, die innere Verbundenheit und das Einander-Verhaftetsein der Menschen als Träger des Geistes im Ganzen. Es ist nach nicht-individualistischer Gesellschaftsauffassung das in den vorbildlichen Grundverhältnissen des Lebens (Freundschaft, Liebe, Geselligkeit, Familie, Erziehung, geistige Schöpfung und Nachfolge) beruhende, schaffende, emporhebende Mit-, Für- und Ineinander geistiger Verbundenheit und Gegenseitigkeit — die Begegnung der Seelen und seelisch-geistiger Qualitäten durch die Ganzheit hindurch, das Entstehen und der Austausch von Gedanken, sittlichen Kräften und Gefühlen, das gegenseitige Ineinanderhinaufwachsen im Geiste, das Sein im anderen Gliede des Ganzen, kurz: es ist die geistige Gemeinschaft. Somit wäre geistige Gemeinschaft analog die Daseinsform des menschlichen Geistes überhaupt.

Können wir das Gesagte dahin zusammen, daß alles geistige Sein und Werden ein beständiges Geben und Empfangen, wechselseitige Sinnnahme und Hingabe ist, und versuchen wir seine Anwendung auf die geistigen Lebensinhalte, so erscheint die gesellschaftswissenschaftliche Betrachtung besonders eines der genannten Grundverhältnisse im Hinblick auf die fast unbegrenzte Möglichkeit des Kräftespiels gerade in ihm am verlockendsten, nämlich des Verhältnisses von Künstler zu Künstler, Publikum und Kritiker. Wählen wir hierbei den darstellenden Künstler, dessen besondere Stellung im Künstlertum einen Schutz soziologischer Problematik enthält.

Unverläßliche Bedingung des künstlerischen Schaffens ist Anteilnahme. Ohne sie wäre der Künstler einer mechanisch aufgelegenen Puppe vergleichbar, einem seelenlosen Automaten, der ohne innere Beziehung zur Umwelt und ohne Nachhall, mit seinem mühevoll konstruierten Uhrwerk steht und fällt. Aus der Anteilnahme aber als dem lebendigen Echo seines eigenen künstlerischen Pulschlags schöpft er fort und fort die geistigen Kräfte zu seinem Schaffen, durch sie sieht er sich gleichzeitig als nachstrebenswertes Vorbild seiner Begenossen. Die Intuition des künstlerisch Empfindenden in ihm wird geweckt, neue Erkenntnisse den künstlerisch empfindenden Nachseherern vermittelt. Führer und Geführte, Gebender und Nehmende stehen in geistigem Austausch. Der Schauspieler bedarf, gesellschaftlich gesehen, des Gegenspielers, nicht damit er rein äußerlich seine Rolle durchzuführen in den Stand gesetzt wird, vielmehr weil er nur in der einzig möglichen Wirklichkeitsform des Geistes, in der Gemeinschaft, den künstlerischen Anreiz finden kann, den er notwendig finden muß. Aus der Unterschiedlichkeit der Aktivität beider Glieder ergibt sich so das Verhältnis Vorbild-Nachbild. Vorbild ist jeder Künstler dem anderen — nicht von sog. Prominenten ist hier die Rede — jedes geistige Glied des Gemeinschaftsganzen dem Gegenlieb. Das Vorbild gibt, aber indem er empfängt, das Nachbild empfängt und gibt zugleich, beide sind sie so aktiv und passiv. Und weiter: Der Spieler, Schöpfer sucht über die Anteilnahme hinweg die andere geistige Potenz in dem mit ihm Bergemeinschafteten, hier die passive Möglichkeit im Gegenspieler und Nachbild und ihre Aktualisierung aus der Latenz des gebundenen Geistes. Er sucht die Materie zur Form, um die Idee des Vorbilds erst schaffen, dieses werden zu können. So sind beide, Schöpfer und Nachschöpfer, notwendig ineinander verbundene Glieder eines geistigen Gemeinschaftsganzen und unentrinnbar dieser ihrer Seinsform verhaftet, in welcher gegenseitige künstlerische Anteilnahme Lebensboden bedeutet und Lebensbedingung ist.

Der Bühnenkünstler, heißt es, geht nach dem Beifall der Menge. Doch es ist nicht Habgier, Ehrgeiz, Eitelkeit, dies alles im unedlen Sinne. Nein, er braucht den zeitlichen Applaus als Resonanzboden, als unmittelbaren Widerhall seines Kunstschaffens.

Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber . . .
Und wie der Klang verhallt in dem Ohr,
Verräucht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Wort.
Denn muß er zeigen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen,
Muß seiner Mitwelt mächtig sich versichern
Und im Gefühl der Würdigsten und Besten
Ein lebend Denkmal sich erbauen.

So gibt er sich mit aller Empfindung, der er als Mensch und Künstler fähig, dem Zuschauer und Zuhörer hin und nimmt im selben Augenblick durch die Anteilnahme hindurch die Gegengabe geistigen Mitseins und Mitlebens in Empfang. Nur als Empfangender vermag er sich hinzugeben. Sein Geben ist Nehmen, sein

Nehmen Geben. In diesem Wechselfaustausch verbindet er sich mit dem Zuhörer, tritt mit ihm in geistige Zweifamkeit, fühlt sich mit ihm vergemeinschaftet und in der Gemeinschaft emporgetragen. Jener überläßt sich mit innerer Hingabe der Darbietung des Künstlers. Er gibt sich innerlich auf und dem Künstler. Der weckt selbst aufgegeben in der Seele des Zuhörers den Widerhall des eigenen Ringens und findet sich mit ihm, vom aufgeschlossenen Geiste des anderen rezipierend, in der Gemeinschaft wieder. Deshalb ist die Hinnahe des empfangenden Zuhörers zugleich seine Hingabe an den gebenden Künstler. Kein Geistes- und kein Kunstwerk würde je entstehen, keine Gestaltungskraft den Weg aus der Verschllossenheit künstlerischen Eigenlebens finden, wüßte der Schöpfer und Gestalter, daß nie ein Wort darüber verloren, daß sich niemand darum kümmern würde, daß es umsonst geboren wäre. Ohne geistiges Gegenüber, ohne korrelative Gliedhaftigkeit in geistiger Gemeinschaft ist geistige, künstlerische Produktion ein Unmögliches und Undenkbares. Denn der Künstler arbeitet und schürft aus sich nicht zum Selbstzweck, in Isolierung und Selbstgenugiamkeit, sondern um der Gemeinschaft willen, als deren erwecktes Glied er sich fühlt und weiß. Und es folgt: dies Gefühl, dies Bewußtsein verleiht ihm zu gutem Ende die Initiativekraft zur Mitwirkung am eigenen Erweckwerden, zur Selbsterzeugung gleichsam.

Unterschiedenheit der Aktivität der Gemeinschaftsglieder und die daraus resultierende wechselnde Abstufung geistiger Fassung zwischen ihnen führen zu einem dritten Gemeinschaftstyp, in dem der Unterton einer Gegnerschaft der Glieder klingt: Künstler und Kunstwerfcher, Kritiker. Es scheint auf den ersten Blick, als ob in das Wesen geistiger Zweifamkeit, das doch durch das Element objektiver Sympathie gekennzeichnet ist, mit dem Auftreten des Kritikers als Gemeinschaftsglied das feindliche Element des Gegenjagers, des Kampfes hineingetragen würde. Wir sagen, es scheint so. Es widerspricht aber dem Begriff naturgewachsener, zweckhafter Gemeinschaft, Gegensätzliches in sich einzuschließen. Wohl Widerstrebendes im einzelnen Gliede selbst vielleicht, passives Dagegensein, das der nach Formbildung und Gehalt Ringende in sich niederzukämpfen und zu überwinden hat. Der Gemeinschaft jedoch, von deren Gliedern jedes in seiner Weise schon das Ganze in sich trägt, ist naturhaft Entgegengerichtetes innerhalb ihres Ganzheitlichen, nach ihren letzten Zwecken, grund-

sätzlich fremd. Das Problem löst sich auf in die Frage nach dem Ziel einer solchen Pseudofeindschaft. Das Ziel aber liegt offen: Scheidung, nicht Bekämpfung! Scheidung des objektiv Wahren vom subjektiven unwahr Nachgeschaffenen. So gesehen, stellt sich die Kritik als freundliche und fruchtbare Gegnerschaft dar, die aus dem Verstehen des Wesens der Kunst heraus die Fehler und Irrtümer des Nachbildes angreift, nicht zum Schaden und nicht zum Gegner aus Haß etwa, sondern zur geistigen Förderung und fruchtbaren Selbsterkenntnis des Angegriffenen aus objektiver freundlicher Gesinnung.

Dieses scheinbar gegnerische Moment findet sich auch in dem Grundverhältnis „Erziehung“. Es ist aber unsinnig anzunehmen und undiskutierbar, eine Mutter stehe ihrem Kinde, dessen vielleicht bössartige Anlagen sie frühzeitig aus schärfste bekämpft, in tödlicher Feindschaft gegenüber. Auch sie sucht im Grunde nur Scheidung, sie kämpft ja nicht gegen ihr Kind, sondern gegen das Böse in ihm, und in ihrer Kampfweise schwingt Liebe mit mächtigem Flügeltschlage.

Ist es nun auch nicht schlechthin Liebe, die der Kritiker dem Kritisierten entgegenbringt, so ist es doch das Gemeinschaftsgefühl Liebe über den Künstler zur Kunst. Mimetische Kunst ist nur unmittelbar durch den Künstler selbst, sein Werk ist ein rein geistiges, er selbst ist, miment, dessen Vergegenständlichung, und will sich die Kritik mit dem Kunstwerk befassen, muß sie sich notwendig mit seinem geistig-gegenständlichen Verkörperer, der zugleich sein Schöpfer ist, befassen. Sie gelangt hier nicht über das Werk zum Künstler, vielmehr über und durch die Persönlichkeit des Künstlers zu seiner Schöpfung. Der Strahl der Liebe des Kunstwerfenden zur Kunst, der so zuerst den Künstler trifft und treffen muß, zieht diesen in den Lichtkreis der Gemeinschaft herein und macht ihn zum Gegenglied des in Wechselwirkung stets neu sich entdeckenden Kritikers in ihr. Innerhalb der geistig-sittlichen Gemeinschaft aber kann nichts anderes sein als das verknüpfende Grundgefühl der Sympathie, das im Verhältnis Künstler-Kritiker durch den Prozeß der Scheidung des künstlerischen Gehlens vom unechten Erkämpften seinen Ausdruck findet. Die Fruchtbarkeit des geistigen Gemeinschaftsverhältnisses zwischen Künstler und Kritiker erlebt solchergestalt ihre Verwirklichung, sofern nur beide Glieder auf der Höhe dieser Erkenntnis wandeln.

Kurt Frenzen / Die versteinerten Insekten aus dem Tertiär von Deningen.

(Nach einem Vortrag.)

Zu den bemerkenswertesten Beständen der badischen Landesammlung gehören die versteinerten Insekten von Deningen am Bodensee.

Gleich hinter dem bekannten Badeort Wangen erhebt sich der erste Anstieg des Schiener-Berges. Das Gestein, das diesen Anstieg zusammensetzt, ist ein heller, plattiger Kalkmergel, der in früherer Zeit in zwei mächtigen Steinbrüchen abgebaut wurde. Diese Steinbrüche — heute verlassen und verfallen — haben im 18. und 19. Jahrhundert eine kaum vorstellbare Menge wunder-voll erhaltener Pflanzen- und Tierversteinerungen geliefert, die dieser Fundstelle Weltruf verliehen haben. Anfangs trieben die Mönche des damaligen Klosters Deningen, zu dessen Grund und Boden die Steinbrüche damals gehörten, einen schwunghaften Handel mit diesen Versteinerungen und raffiniert hergestellten Fälschungen — später wurden von verschiedenster, berufener und unberufener Seite große Grabungen lediglich auf Versteinerungen vorgenommen. So ist leider die Deninger Fauna und Flora heute in alle Welt zerstreut und es gibt wohl kein größeres Museum, das nicht Deninger Versteinerungen zu seinen Beständen zählt. Große Sammlungen befinden sich außer in Karlsruhe, in Konstanz, Donaueschingen, Zürich, im Museum Tenler in Harlem, sowie im britischen Museum in London.

An Hand der gemachten Funde kann man sich ein recht genaues Bild von dem landschaftlichen Charakter des Gebietes um Wangen zur Zeit des jüngeren Tertiärs (Obermiozän) machen, der Zeit, in welcher die Deninger Kalkmergel entstanden. Wo heute die Kalkmergel lagern, dehnte sich damals ein großer Süßwassersee aus, der wohl von niederen, reich bewachsenen Sanddünen eingefaßt war. Mit dem im Süden nahen Meer der damaligen Zeit stand der Deninger See in irgend einer offenen Verbindung, findet sich doch unter den Fischversteinerungen der Mal vertreten, der bekanntlich zur Laichzeit vom Süßwasser ins Meer wandert. Die von warmer Sonne durchlichteten flachen Stellen des Seegrundes trugen üppige Rasen untergetauchter Wasserpflanzen, von Armsleutergewächsen, Brachsen und Laichkräutern, die ebenso wie die dichten Bestände des Ufer säumen — der Schilf-, Rohr- und Juckkolben, Papiergras und Reis, Schwertlilien und Schachtelhalmstauden dem mannigfaltigen Getier des Sees willkommenen Verstecke boten. Der Wald und sein Unterholz setzte sich zum geringeren Teile aus Nadelhölzern zusammen, der heute in den Sümpfen des südlichen Nordamerikas beheimateten Sumpfpypresse und des heute in Japan lebenden Ginkgofobus. Laubbölzer herrschen bei weitem vor. Neben Formen, die uns als Angehörige unserer heutigen Flora oder doch als aklimati-

sierte Kulturpflanzen geläufig sind, wie z. B.: Pappeln, Ulmen, Weiden, Eichen, Ahorn, Eichen und Walnuß zeigen sich die, heute für das wärmere Mittelmeergebiet bezeichnenden immergrünen Laubbäume, besonders Lorbeerarten und in großer Zahl heute ganz auf die warmen Tropen beschränkte Gewächse, z. B.: Zimt- und Kampferbaum, Frucht- und Lackbaum, mehrere Feigenarten, einige Palmen, ja selbst der Affenbrotbaum, der riesige afrikanische Baobab.

Aus diesen Befunden geht mit Sicherheit hervor, daß zur Zeit der Bildung der Deninger Kalkmergel das heutige Bodenseegebiet ein wesentlich günstigeres Klima als in unseren Tagen besessen hat mit einer Jahrestemperatur, die zwischen 18 und 20 Grad C. gelegen haben mag (heute ca. 11 Grad C.).

Am Boden des Deninger Sees schlug sich — ähnlich wie man das von manchen Seen der Gegenwart kennt — ein feiner, sehr zarter Kalkschlamm, die sog. Seentreibde, nieder. In diesem Schlamm, dem Ursprungsmaterial der Kalkmergel, wurden die abgestorbenen Reste der den See bewohnenden Tiere und Pflanzen, vom Winde in den See verwehte Zweige, Blätter, Blüten und Früchte der Ufervegetation, fliegende Insekten, Leichen ertrunkener oder an der Tränke verendeter Landtiere, Kadaver von Fischen, Salamandern, Schildkröten, Schlangen und Fröschen eingebettet und haben sich bis auf unsere Zeit oft in all ihren Feinheiten erhalten.

Die Hauptmasse, etwa die Hälfte aller Insektenversteinerungen, sind Käfer. In erster Linie dürfte diese Erscheinung wohl darauf zurückzuführen sein, daß die Vertreter dieser Insekten-gruppe wegen des Besitzes kräftiger, giftiger Deckflügel zur Erhaltung als Versteinerungen besonders geeignet sind. Vertreter liegen so gut wie von allen größeren Gruppen vor. In den Wasserbewohnern des Deninger Sees zählten zwei Gelbrandarten, räuberische Wespen, die wie ihre heutigen Artverwandten unter den Jungfischen stark aufgeräumt haben dürften. Seltener ist eine dem Furchenschwimmer der Gegenwart nahe verwandte Art. Es schließen sich 8 Arten von Kolbenwasserläufer an, die zum Teil dem größten Schwimmkäfer unserer stehenden Gewässer, dem bei Karlsruhe nicht seltenen pechschwarzen Kolbenwasserläufer sehr ähneln. Von Laufkäfern, die — weil ungeflügelt — der Gefahr, durch den Wind in den See getrieben zu werden, kaum ausgesetzt waren, liegen nur wenige Einzelbelege vor. Eines von ihnen erinnert in Form und Größe sehr an den bekannten, biologisch interessanten Bombardierkäfer und dürfte ein Vorkäfer dieser Gattung sein. Billenkäfer, Rot- und Mistkäfer, Melolonthiden, zu denen unser Mistkäfer gehört, zeigten sich nur vereinzelt.

Auffallend zahlreich vorhanden sind die Prachtkäfer, zum Teil mit Arten, die fast doppelt so groß sind, als die größte heimische Art, der Graspachtkäfer unserer von der Sommer Sonne durchglühten Nadelwäldchen der Rheinebene. Heute in Mitteleuropa nur in wenigen, zumeist seltenen Gattungen und Arten vertreten, fanden die Angehörigen dieser Käfersippe als Kinder der warmen Zone im Deninger Tertiärwald ihnen zuzugende Lebensbedingungen. Schnellkäfer sind dank ihrer harten Deckflügel und Panzerlinge in großer Zahl da, seltener begegnet man Weichkäfern, unter ihnen einen Verwandten der Spanischen Fliege. Die auf ihren langen Fühlern leicht kenntlichen Vorkäfer zeigen sich mehrfach, unter ihnen eine dem Pappelbock unserer Tage nahe stehende Art, deren Larve wohl im Holze einer der Deninger Pappelarten gefressen haben mag. Rüsselkäfer spielen als kräftig gepanzerte Gesellen in der Käferfauna eine wichtige Rolle; die kleinen, durch ihre schön metallisch glänzenden Flügeldecken auffälligen, blumenliebende Chrysomeliden, halbkugelige Herrgottskäferchen, die Mimikryformen der Schildkäfer zeigen sich mehr vereinzelt. Kleine Bruchiden, Verwandte des bekannten Erbsenkäfers, dürften als Larven in den Samen eines der Deninger Hülsenfrüchtlers gelebt haben, selbst der Speckkäfer fehlt nicht.

Schmetterlinge zeigen sich äußerst spärlich. Sie waren sicherlich reichlich vorhanden, boten ihnen doch die Blumen zahlreicher Gewächse Nahrung genug, und nur ihre zarte Beschaffenheit machte ihre Erhaltung als Versteinerungen schwierig. Besser erhalten als ein Spinner ist der aus Nadeln und anderen Blattstücken erbaute Puppen- oder Larvensack eines Sackträgers, eines noch heute bei uns lebenden kleinen Schmetterlings.

Die Hauptflügel, von denen unsere Sammlung besonders schöne Stücke besitzt, verdienen wieder mehr Beachtung. Die mutmaßliche Urform der Honigbiene ist allerdings — wie so manches andere wertvolle Stück aus der Vorwelt unserer Heimat — im Besitz des Britischen Museums, aber Reste, die auf die sich hie und da heute noch bei uns zeigende, große violette Solzbiene bezogen werden, andere die an die Pelzbiene und Mörchelbiene der Gegenwart erinnern, sind nicht minder beachtlich. Ameisen in kleineren und größeren Arten, bis zur Größe der im Schwarzwald nicht seltenen großen, schwarzen Holzameise finden sich oft in größerer Zahl nebeneinander auf demselben Schieferstück vor. Bezeichnenderweise sind es fast ausnahmslos geflügelte Männchen und Weibchen, Individuen von sommerlichen Hochzeitschwärmen, die plötzlich sich erhebender Sturmwind auf den See verschlagen hatte. Von Grabwespen besitzt unsere Sammlung ein prächtiges Exemplar, das ganz der bekannten Wegeweise gleicht. Blattwespen sind selten, aber immerhin in drei Arten bekannt.

Die Zweiflügler sind wieder verhältnismäßig häufig, doch meist wegen ihrer zarten Beschaffenheit nicht genügend erhalten, um mit heute lebenden Arten sicher verglichen werden zu können. Federwürmer, deren Larven im See selbst lebten, langbeinige Koblachnaden, Blumenmücken und Haarmücken, Raubfliegen, die als Larven in Raupen lebenden Tachiniden sind sicher nachweisbar.

Raubheuschrecken sind in wenigen Stücken aufgefunden, von Raubheuschrecken ist ein Exemplar einer Mantis, der heute noch im Kaiserstuhl als nördlichstem Vorkommen lebenden Gottesanbeterin bekannt.

Geflügelte Termiten, die mit tropischen Vertretern der Gegenwart, nicht etwa der in Nordafrika beheimateten und von hier nach Südeuropa eingeschleppten kleinen Art, übereinstimmen, haben beim Schwärmen ein ähnliches Schicksal erfahren, wie ihre schwarzen Ameisenvettern und verdanken gleichen Umständen ihre Erhaltung als allerdings recht seltene Versteinerungen.

Bibellen zeigen sich als Larven massenhaft in einer deshalb Bibellenplatte genannten, nur 5 Zentimeter dicken Gesteinschicht. Oft ist an ihnen die ausgestreckte Maske, ihr charakteristischer Fangapparat, schön zu beobachten. Fertige entwickelte Tiere sind selten. Neben großen Arten aus der Verwandtschaft der heutigen Teufelsnadel und des Blattbauches finden sich die kleinen Arten, denen wir im Sommer in unseren Auwäldungen auf Schritt und Tritt begegnen, sehr spärlich.

Die allerdings zarten Köcherfliegen vermiffen wir in der Deninger Fauna ganz. Sie müssen nahezu völlig gefehlt haben, denn auch von ihren Larvengehäusen, die ihrer Beschaffenheit nach zur Erhaltung als Versteinerung ausgezeichnet geeignet sind und die mancherorts geradezu gesteinsbildend auftreten, ist nur ein vereinzelt gebliebenes Exemplar aufgefunden worden.

Wanzen sind in großer Zahl vorhanden gewesen. Ihre Reste zeichnen sich durch vortreffliche Erhaltung aus und gar nicht selten lassen sich Spuren ehemaliger Färbung nachweisen. Von einer Anzahl Arten kennt man Männchen und Weibchen. Kopulierende Paare haben beim Begattungsfly ihren Tod im See gefunden oder sind von überhängenden Zweigen abgestürzt und nach dem Untersinken noch zusammenhängend im Seenschlamm eingebettet worden. Neben denen das Unterholz des Waldes bevölkernden Blatt- und Raubwanzen fehlen die wasserbewohnenden Formen nicht, sind uns doch Wasserfloh, Wasserkorpione, Wasserwanzen und Rückenschwimmer mehrfach überliefert.

Zirpen gehörten der Deninger Insektenfauna ebenfalls an. Ein Vertreter der Singzirpen stimmt in Form und Größe weitgehendst mit der südeuropäischen Eschenzirpe überein und mag gleich dieser auf einer der Eichen des Deninger Waldes gelebt haben. Leuchtzirpen und Buckelzirpen schließen sich an und auch Kleinzirpen und Schaumzirpen werden nicht gemißt.

Pflanzenläuse sind zwar als solche von Deningen nicht bekannt — ihre zarten Körperchen sind zur Erhaltung im Kalkmergel ungeeignet — aber Spuren ihrer Tätigkeit verraten ihre einstige Anwesenheit. So zeigen sich gelegentlich am Stiele der Deninger Pappel erbsengroße Gallen, wie sie heute durch den Stich einer Blattlaus an der selben Pflanze hervorgerufen werden.

Eine Betrachtung der Deninger Insektenwelt zeigt, daß damals bereits, obwohl die Zeit, in der die oben beschriebenen Formen lebten, für unsere menschliche Zeitrechnung sehr, sehr weit zurückliegt, der Insektenstamm durch Formen vertreten war, wie sie uns heute noch begegnen. Dies nötigt uns zur Annahme, daß die stammesgeschichtliche Entwicklung dieser Tiergruppe in Zeiten erfolgte, die von unseren Tagen durch viele Jahrmillionen getrennt sind, eine Tatsache, die übrigens in wenn auch nicht zahlreichen, so doch hinreichend beweisenden Funden aus uralten Gesteinschichten ihre volle Bestätigung gefunden hat.

A. Bräuninger / Der Lotterieschimmel.

Humoristische Erzählung.

Von 1830 bis 1840 und noch ein paar Jahrzehnte drüber hinaus war bei der Heidelberger Studentenschaft kein Name so bekannt, als der von Philipp Wahl, welcher es unter seinem Aneignamen „Pandektenlump“ zu einer gewissen Berühmtheit gebracht hat. Das Studium der Rechtswissenschaft machte diesem „ewigen Studenten“ ebensowenig Sorgen als die chronische Schwindsucht seines Geldbentels, und weder vor, noch nach ihm konnte sich ein anderer Musensohn rühmen, so viele Semester in „Alt-Heidelberg, der Feinen“ gezählt zu haben als er. Aber ebenso unerreicht war er in bezug auf seine originellen Einfälle und losen Streiche. Darum war er auch der erklärte Liebling der gesamten Studentenschaft und gelangte dabei oft ganz mühelos zu den nötigen Vermitteln.

Es war in einem seiner letzten Semester, als ihm wieder einmal von einigen Manichäern scharf zugesetzt wurde, so daß er zu dem Entschluß kam: „Reißt mich wieder einmal etwas geschehen!“ So sehen wir ihn an einem gewitterschwülen Sommernachmittag hemdärmelig, seine lange Pfeife rauchend, in seinem „Studierzimmer“ damit beschäftigt, ein Duzend dringende Mahnbrieife chronologisch geordnet in eine Reihe zu legen. Und indem er mit seiner fleischigen Hand zärtlich losend darüber streicht, fängt er an zu brummen: „Wie komm ich zu den Messensummen?“

Seufzend hängt er seine Pfeife an die Wand zu den Silhouettenbildern seiner Bundesbrüder, streckt sich gähmend auf dem Sofa aus und verseht sich mit geschlossenen Augen etliche Minuten lang in einen meditalen Zustand. Plötzlich huscht ein verklärtes Lächeln über seine Züge. Mit dem Freudenschrei Heureka! springt er auf, setzt sich an den Schreibtisch und fängt an, auf einem halben Bogen Papier eine Zeichnung zu entwerfen. Mitten in der Arbeit unterbricht ihn seine Wirtin mit der Nachricht: „Herr Wahl, wieder e Piewesbrieife, sehe Se, auch noch auf Rosa-

babier!“ „Gut, sehr gut!“ sagt Wahl; „das ist der dreizehnte“, und reißt ihn als letzten dem Duzend an. Doch kaum hatte die Wirtin über Wahls Schulter hinweg einen Blick auf den Tisch geworfen, da rief sie erstaunt: „O Seele, Herr Wahl, ich glaab gar, Sie moole en Esel?“

„O sancta simplicitas!“ entgegnet Wahl, man merkt, daß es Ihnen an klassischer und naturgeschichtlicher Bildung fehlt, sonst müßten Sie sehen, daß es kein Esel, sondern das trojanische Pferd ist, was ich entwerfe.“

Am andern Morgen war das schwarze Brett der Universität von einer Schar lustiger Musensohne umringt, welche einen hoch dort oben befestigten Anschlag lasen. Schallendes Gelächter erkobte, als bekannt wurde, daß der Pandektenlump der Mittertäter sei. Max Schindler, wegen seiner langen Beine der „Stelzer“ genannt, holte den Anschlag herunter, auf welchem ein Tier prangte, von welchem es auch einem Zoologen von Fach nicht möglich gewesen wäre, zu entscheiden, ob es asinus oder equus sein sollte. Dann verlas er mit weithin schallender Stimme den Inhalt der Bekanntmachung:

Pferdelotterie.

Kommilitonen! Fortuna bietet euch die Hand. Ergreift sie! Am 30. Juli, nachmittags 3 Uhr, wird von dem Unterzeichneten dessen prachtwolle dreijährige Schimmelstute Thudnelba auf dem Kornmarke hier einer Verlosung ausgesetzt. Rose, das Stück zu einem halben Gulden, sind bei der Wirtin des Unterzeichneten, Pöckstraße 13, eine Treppe hoch — doch nur bis Mittwoch, den 15. d. M., zu haben. Ph. W. „P.“ Nach dieser Verkündigung gab es ein allgemeines Hallo, weil ein jeder davon überzeugt war, daß es sich wieder um einen ganz besonderen Geniestreich Wahls handle. Bereits zwei Tage vor dem Endtermin waren alle 1000

Rose abgefeht, und schmuzelnd erzählte abends Wahls Wirtin, daß der Prinz K. allein 100 Rose habe holen lassen, die er sicher an minderbemittelte Studenten verteilen werde. In der Studentenschaft wuchs die Neugierde von Tag zu Tag, und des Pandektenlump's Pferdlotterie bildete abends in allen Kneipen das Hauptthema. Am Tage vor der Verlosung aber war Wahl aus Heidelberg verschwunden.

*

Am Abend desselben Tages saß in Odenheim der würdige Forstinspektor Wahl mit seiner allezeit heiteren Ehehälfte Margarete zum traulichen Plauderstündchen beisammen und paffte gemächlich sein Pfeifchen. Wie an den langen Winterabenden, so saß die tüchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder — es waren deren sieben an der Zahl — auch zur Sommerzeit am Spinnrocken und „drehete um die surrende Spindel den Faden“.

Mit einem Male hielt die emsige Spinnerin inne und fragte mit dem ihr eigenen schelmischen Lächeln: „Goswin, hast du auch heute schon daran gedacht, daß es 33 Jahre sind, daß du mich in Waldangeloch geholt hast?“ — „Gewiß, liebe Gretel, und gerade deshalb bin ich auch heute in Erinnerung an unseren Hochzeits- tag nach Angeloch hinüber geritten, um beim Vetter Hoffmann im Adler wieder einmal anzukehren. Habe auch dabei erfahren, daß des Veters beide Töchter, Nette und Lotte, verlobt seien und bald Hochzeit machen sollen, weil der Vetter meint, Mädle seien keine Ware auf Lager.“ — „Was der Taufend, so früh die jungen Dinger; sind ja beide noch nicht zwanzig!“ — „Wie alt war denn meine Gretel, als ich um sie anhielt, he?“ — „Aber Mann, ich war doch schon 19½ Jahre und sah freilich neben dir mit deinen 33 noch sehr jung aus. Was war doch damals in dem Nest immer ein Aufsehen, wenn du auf deinem stolzen Gaul, es war ja auch ein so schöner Schimmel wie die Thusnelde, von der Höhe des Allmendberges heruntergeritten kamst und dein Jagd- horn schmetternd liehest!“ — „Ja, und wenn du dann auf dem gegenüberliegenden hohen Kornberg bei den Schnittern standest und den Schimmelreiter sahst und hörtest, wie klief warst du da die Sichel weg, um möglichst noch vor mir im Adler zu sein, damit du mich würdig empfangen konntest!“ — „Welt, Alterle, wir hatten doch tapfer zu kämpfen, bis wir uns hatten! Da hieß es immer: Du junges Ding, willst einen so alten Mann nehmen und als Evangelische in einen ganz katholischen Ort heiraten? Das kann doch nicht zum Glück führen!“

„Aber Gretel, denke doch daran, daß Christus auch schon 33 Jahre alt war, als er ans Kreuz geschlagen wurde, und damals war ich dir doch nicht zu alt. Oder hast du es vielleicht schon einmal bereut, daß du Frau Forstinspektor Wahl geworden bist?“ — „Nein, alter Schwerebüter, ich habe es noch keinen Augenblick bereut; aber wenn du nicht mit Jägerlatein aufwarten kannst, so kommt du deiner Gretel mit Redereien. Du willst nur nicht eingesehen, wie gern du am Ehekreuz hängst; haben wir doch stets im besten Einvernehmen gelebt, so gut wie meine Schwester Katharina mit ihrem Kirchenrat in Karlsruhe, und unsere Kinder, Philipp ausgenommen, haben uns nie Kummer bereitet und sind alle wohl versorgt. Wenn nur deine leidigen Gesichtschmerzen nicht wären und Philipp endlich sein Examen mache, dann hätten wir beide ein schönes Alter.“ — „Ja, ja, der Philipp! Der macht mir mehr zu schaffen, als meine Dicht; es fällt mir auf, daß er schon fast ein Vierteljahr lang keinen Brandbrief mehr geschrieben hat. Ich vermute, daß ihm schon lange wieder der Draht ausgegangen ist und daß wir bald wieder von einem Schelmenreich zu hören bekommen.“ — „Vaterle, sieh nicht zu schwarz; ich glaube, unser Philipp kommt durch und macht zuletzt doch noch sein Examen. Doch es ist Zeit zum Schlafengehen. Komm, Alterle!“ Bald darauf erlosch im Forsthaus das Kerzenlicht, und das Ehepaar Wahl lag in sanftem Schlummer. Doch als etwas später der Nachtwächter vor dem Forsthaus die Mitternachtstunde ausrief, war es dem schon im Halbschlaf liegenden Förster, als habe er im Stall ein leises Wiehern gehört. Er zwipf an der Bettdecke seiner Frau: „Gretel, hast du eben nichts gehört? Es war mir, als ob Thusnelde gewiebert hätte.“

„Ach geh, Goswin, du träumst; die Thusnelde wird heute auch müde geworden sein; laß uns doch jetzt schlafen!“ —

Doch der Herr Forstinspektor hatte sich nicht getäuscht. Die Thusnelde hatte tatsächlich gewiebert. Zwar nicht sehr vernehmlich und wie im Traum, doch mit unverkennbarem Ausdruck der Freude. War es doch die weiche Hand ihres ihr wohlvertrauten Freundes Philipp, welche sie sanft streichelte und ihr ein paar vom Krähstücker abgeparte Zunderstückchen anbot. Trotz der Dunkelheit des Stalles sah man die Augen des klugen Tieres deutlich leuchten, und aus dem warmen Odem, welchen Thusnelde

dem Pandektenlump auf seine süße Hand blies, vernahm derselbe deutlich: „Ich kenne dich, lieber Philipp, und ich danke dir.“ Doch ehe Wahl junior den Schimmel von der Futterkrippe löste, schnitt er aus einem alten Futter sack vier Lappen, welche er seiner Thusnelde um die Hufe band, damit sie bei der Entführung auf leisen Sohlen über das Pflaster des Hofes ihrem Heim entleiten konnte. Erst in angemessener Entfernung vom Elternhause schwingt sich der Entführer in den Sattel, und in sanftem Trab geht es nun talabwärts nach der Rheinebene hinaus und von da unter dem sternklaren Nachthimmel der Bergstraße entlang nach Heidelberg.

*

So stolz war kaum je ein Kurfürst von der Pfalz in Heidelberg eingezogen als Philipp Wahl auf seiner Thusnelde. Die Morgen- sonne sandte ihre Strahlen schon über die Höhen des Heiligenberges, spann aus dem düstigen Frühnebel, der über dem Neckartal lag, einen zauberhaften Goldschleier und legte diese zarte, flimmernde Hülle über Schloß und Stadt, das Paradies der gesegneten Pfalz. Zwischen Odins grünen Bergen heraus ließ der Neckar seine morgenfrischen Silberwellen in die fruchtbare Ebene gleiten, um sich bei Mannheim mit Vater Rhein zu vereinigen. Auf seinem glänzenden Rücken bewegte sich langsam ein langes Floß talab. Doch der Weg unseres Philipp Wahl führte der steigenden Sonne entgegen, und als der Schimmelreiter so an dem herrlichen Sommermorgen durch die Hauptstraße von Heidelberg trabte, kam ihm der Gedanke: „Herr Gott, wie ist die Welt heute so schön, und mein liebes Heidelberg ganz besonders! Und wieviele solch schöner Morgenstunden hat der Pandektenlump schon unnütz verschlafen! Von heute ab soll es aber anders werden, und der heutige Streich soll mein letzter sein!“ — Doch es blieb bei dem guten Vorsatz, und als Wahl seine Thusnelde in einem Wirtshaus in der Kettenengasse eingestellt und sich selber durch ein kräftiges Gabelfrühstück gestärkt hatte, verfügte er sich nach seiner Bude, um sich durch ein paar Schlummerstündchen für das große Ereignis des Nachmittags die nötige Frische zu holen. Bei seinem Erwachen waren alle guten Vorsätze wieder vergessen!

Bald nach 2 Uhr sah man schon die akademische Jugend in ihren bunten Mähen truppweise nach dem Kornmarkt ziehen, wo sich schnell ein heiteres Treiben entsfaltete.

Als die Uhr der allheiligen Heiliggeistkirche die dritte Mittagsstunde verkündigte, ließen sich plötzlich helle Huftritte vernehmen. Eine laute Stimme gab den Befehl: „Definet die Reihen!“ Und würdevoll, wie ein lorbeergrüner Dichter, der auf dem Pegasus zum Parnass emporsteigt, galoppiert Wahl auf den Schauplatz. Mit lebhaftem Händeklatschen und Bravourrufen bereiten die Kommilitonen sowohl dem stolzen Ros wie nicht minder dessen stattlichem Reiter einen herzlichen Empfang. Darauf bildet die erwartungsvolle Menge um den Veranstalter der Lotterie einen weiten Kreis. Ein Corpssdiener ist mit einem Glücksrad zur Stelle. Durch ein umgehängtes Plakat mit der Aufschrift „Eternos“ dokumentiert derselbe, daß er der übliche Waffentnabe sei, und die feierliche Handlung beginnt.

Atemlose Stille herrscht. Jeder Rosinhaber ist davon überzeugt, daß er eine Arie in der Tasche hat; aber doch ist alles darauf gespannt, zu erfahren, worin der sogenannte „Gewinn“ denn eigentlich bestehen werde. Daß die stolze Thusnelde den Gewinn nicht abgeben werde, das stand ja von vornherein bei jedem fest.

Die allgemeine Spannung wächst, als der Goliath von einem Waffentnaben ein kleines Paket aus der Trommel zieht, welches als gewinnendes Los die Nummer 999 trägt. Dreimal ertönt der laute Ruf: „Wer besitzt das Los Nr. 999?“ Als sich kein Besitzer meldet, läßt sich von Thusneldens Rücken herab die weinerliche Stimme Wahls vernehmen: „O weh, ich habe mein Los 999 zusammengestellt und versehenlich als Fidius benützt! Aber der Gewinn bleibt hier auf dem Kornmarkt.“ Darauf entfernt der Corpssdiener die Pakethülle, worauf zum großen Gaudium der Menge ein Stück verschimmeltes Schwarzbrot zum Vorschein kommt. Von dem daran befestigten Zettel wird zur Erläuterung für alle bei der Lotterie Leidtragenden mit weitbin schallender Stimme der Vers verlesen:

Rätsel.

Den Reichen trägt das Tierlein durch den Not;
Der Arme ist das Pflanzlein auf dem Brot;
Dem Philipp Wahl hilft's glänzend aus der Not.

Während des toben den Beifalls, welchen dieser Ausgang der Pferdlotterie erhielt, war der Pandektenlump auf seiner Thusnelde davon eingeprengt, und wenige Stunden später stand das edle Tier wieder im Stall des Forsthauses in Odenheim.

Erna Scheidt / Der Wanderer.

(Franz Schubert op. 90.)

Ginames Herz, wie preß ich dich in schwacher Hand,
daß du nicht springst, nicht brichst in dunkeln Weh?
Ginames Herz, wie grausam ist die Nacht,
trostlos die Straße, die ich geh . . .

Siehst du, wie hell und süß die Fenster leuchten?
Dahinter sitzen Vater, Mutter, Kind
um Lampen, bunt und heiter gleich den Blumen;

und keiner hört des Windes banges Stöhnen,
und keiner fühlt des Regens dünnem Nieseln,
der endlos aus den schweren Himmeln rini.

Und immer wieder streck ich meine Hände
und sehne mich nach einem einzigen Herzen,
nach einem einzigen Herzen für das meine,
und immer sind die Tische schon besetzt.